

**Eva Barlösius**  
**Die sozialisierte**  
**Universität**



**Passagen Verlag**







Keine andere Institution steht für die Wissensgesellschaft so wie die Universität: Sie ist ihr gesellschaftsprägender Dreh- und Angelpunkt, stellt doch Hochschulbildung mittlerweile in vielen Ländern den Normalbildungsstandard dar. Die Universität erbringt für Politik, Wirtschaft, Recht und alle anderen Felder Leistungen, ohne die diese nicht mehr auskommen: wissenschaftliche Expertise, Innovationen, gerichtsfestes Wissen und vieles mehr. Auf diese Weise wirkt sie in diesen Feldern mit und wird von ihnen sozialisiert. Damit geht einher, dass sie in wachsendem Maße kritisiert und zunehmend grundsätzlich angegriffen wird: Die Geltung und Nützlichkeit wissenschaftlichen Wissens wird bestritten und Hochschulbildung als „Elitenprojekt“ skandalisiert. Dies mag verstörend sein, aber auch darin beweist sich die immens gestiegene gesellschaftliche Bedeutsamkeit der Universität.

Eva Barlösius ist Professorin für Makrosoziologie an der Leibniz Universität Hannover und leitet dort das Forum Wissenschaftsreflexion.

DIE SOZIALISIERTE UNIVERSITÄT  
PASSAGEN  
WISSENSCHAFT - TRANSFORMATION - POLITIK

# Wissenschaft - Transformation - Politik

Herausgegeben von  
Eva Barlösius, Günther R. Burkert,  
Wilhelm Krull, Antonio Loprieno,  
Peter Parycek

Eva Barlösius  
Die sozialisierte Universität

Ein programmatischer Essay

Passagen Verlag



Deutsche Erstausgabe

Mit freundlicher Unterstützung der Universität  
für Weiterbildung Krems.



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

eISBN 978-3-7092-5066-2 (PDF)

ISBN 978-3-7092-0527-3

© 2024 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

<http://www.passagen.at>

Grafisches Konzept: Ecke Bonk

Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

Druck: Ferdinand Berger und Söhne GmbH, 3580 Horn

# Inhalt

Vorwort	11
1. Relativierungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen	15
2. Die lange Geschichte der Wissensgesellschaft – stark verkürzt erzählt	47
3. Eine theoretisch-konzeptionelle Heuristik	69
4. Das schwierige Erbe des Wahrheitsbezugs	97
5. Wissenschaftseigene Instanzen, Institutionen und Prozeduren behaupten	115
6. Räumliche Differenzierungen von Universitäten – regionale Erfordernisse erfüllen	141
7. De-Legitimierungen wissenschaftlicher Expertisen	159
8. Ankunft in der Wissensgesellschaft	179

Anmerkungen	197
Literatur	199
Zur Reihe	211

## Vorwort

*Die sozialisierte Universität* schließt an *Die entzauberte Universität* (Loprieno 2016) an. Das Bild der entzauberten Universität drückt aus, dass die Universität von ihrer ehemals privilegierten Position verdrängt wurde und stattdessen ins „Zentrum des postindustriellen urbanen Geschehens“ einrücken musste (ebenda: 16). Seitdem wird sie von allen Seiten – von Wirtschaft, Politik, Kultur und vielen weiteren Feldern – mit unzähligen Ersuchen und Aufträgen bedrängt, die sie bedienen soll. Während *Die entzauberte Universität* fragt, was unter diesen Bedingungen aus der europäischen Universität geworden ist, versucht *Die sozialisierte Universität* zu erkunden, warum ausgerechnet in der Wissensgesellschaft die Universität in solche Bedrängnis geraten ist, obwohl doch eigentlich das Gegenteil zu erwarten gewesen wäre: ihre Sternstunde. Denn niemals zuvor in der Geschichte war die Universität gesellschaftlich so bedeutsam, absolvierten so viele Menschen ein Studium, wurde auf der Grundlage des von und in ihr generierten Wissens so umfassend die ganze Welt (um)gestaltet.

Welche Position sie zukünftig einnehmen soll, ist gesellschaftlich umkämpfter denn jemals

zuvor, und die Universität selbst hat dabei nur eine Stimme unter vielen – so stark ist sie mittlerweile sozialisiert. Um die *sozialisierte* Universität zu begreifen, genügt es deshalb nicht, zu fragen, was sich aus ihrer Perspektive geändert hat. Es ist die gesellschaftliche Perspektive auf die Universität einzubeziehen.

Dass ihr Zauber verfliegen, ihr ehemaliger Glanz an vielen Stellen stumpf geworden ist, davon berichtete *Die entzauberte Universität*. *Die sozialisierte Universität* soll den Schleier lüften, wie die Zauberei einst funktionierte: durch Prozesse der Exzeptionalisierung. Hierauf stützten sich die Besonderheiten der Universität, und hierdurch gewann sie ihre Durchsetzungskraft. Sie zeigt weiterhin, dass Prozesse der Relativierung ehemals zuerkannter Exzeptionalisierungen die Voraussetzungen dafür schufen, die Universität zu sozialisieren.

Dies allein wäre kein eigenes Buch wert, eine solche Schilderung würde zudem gewiss bei manchen Leser:innen die Sehnsucht nach der *verzauberten* Universität vergrößern. Gesellschaftlich wäre eine solche Abhandlung im Hinblick auf den Druck, unter den die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten geraten ist, viel zu zahm. Ich gehe deshalb mit der *sozialisierten Universität* einen Schritt weiter und frage nach den gesellschaftlichen Konsequenzen der Relativierungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen, etwa für sachgerechte Problem- und Konfliktlösungen, für den Wert akademischer Abschlüsse, für durch Wissenschaft legitimierte politische und

rechtliche Entscheidungen. Kurzum: Es wird gefragt, welche negativen Folgen der Gesellschaft aus der sozialisierten Universität erwachsen.

Wenn bis hierhin fast immer von der Universität gesprochen wurde, dann deshalb, weil sie im Zentrum der Buchreihe steht. Tatsächlich ist aber das gesamte wissenschaftliche Feld mit all seinen Strukturen, Institutionen und Akteuren, seinen Rechtfertigungen, Symbolen und Instanzen gemeint. Die Universität repräsentiert dieses jedoch real wie ideell so umfassend und spezifisch wie keine andere Institution.



# 1. Relativierungen wissenschaftlicher Exzeptionalisierungen

Wenn die Buchreihe ein Titelbild ermöglichen würde, dann hätte ich mir für dieses Buch den „Thinker on a Rock“ – den denkenden Hasen – von Barry Flanagan gewünscht. Zum ersten Mal sah ich ihn im Skulpturenpark auf der National Mall in Washington. Auch in den einzelnen Kapiteln sind keine Bilder vorgesehen, deshalb möchte ich die Skulptur beschreiben. Das ist recht einfach, denn Flanagan zitiert eine sehr berühmte Bronze, der die allermeisten wohl schon begegnet sind: den Denker von Auguste Rodin. Flanagans denkender Hase nimmt die gleiche sitzende Haltung ein wie Rodins Denker, der zum Sinnbild des „denkenden Erkennens“ (Weber 1922/1988b: 564) geworden ist. Der Hase sitzt jedoch auf einem Felsbrocken, während sich Rodins Denker auf einem Sockel niedergelassen hat. Wie das Vorbild stützt der Hase gedankenversunken sein Kinn ab – mit einer Vorderpfote. Seine Löffel stehen spitz in den Himmel, weshalb er insgesamt ein wenig gestreckter als sein menschliches Pendant wirkt. Dadurch tritt seine Gedankenschwere noch prägnanter hervor.

Als ich ihn sah, war ich sogleich in seinen Bann gezogen. Ohne mich informiert zu haben, was



Flanagan mit dieser Plastik sagen wollte, drängte sich mir eine Interpretation auf. Sie mögen diese schon erahnen: Sofort kam mir der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel in den Sinn, den Meister Lampe immer wieder verliert. Trotz intensiven Nachdenkens kann er sich nicht erklären, wieso der Igel immer wieder gewinnt. Im Skulpturengarten in Bronze gegossen, denkt er ewig darüber nach. Da machte sich – so meine Lesart – ein Bildhauer über die künstlerische Personifikation des erkennenden Denkens lustig und indirekt auch über die Institution, die spezifisch für das Erkennen der Welt geschaffen wurde: die Universität. Er holt sie vom Sockel herunter, setzt sie auf einen unbehauenen Felsbrocken und verkörpert sie in einem Hasen. Dies mag respektlos sein, aber so wird es möglich, sich ihr unbefangen zu nähern. So meine damalige Auslegung, die, wie ich heute – beinahe zehn Jahre später – weiß, davon motiviert war, gegenüber der Universität eine soziologische Haltung zu entwickeln, die ihr nicht von vornherein wissenschaftliche Exzeptionalisierungen zuerkennt und sie aufgrund ihr unhinterfragt zugeschriebener einmaliger Besonderheiten emporhebt. Gerade als Wissenschaftlerin hielt ich es für geboten, die Universität unvoreingenommen wie andere soziale Phänomene zu betrachten.

Damals richtete ich gerade einen neuen Studiengang ein: den Master Wissenschaft und Gesellschaft. Ich wählte den denkenden Hasen zum Erkennungsbild des Studiengangs, um zu signalisieren: Hier wird Wissenschaft ohne jegliche

„Vorrangbehauptung“ (Luhmann 1992: 7) betrachtet, ihr wird vorab keine wie auch immer geartete Sonderposition – etwa „eine Position über der Gesellschaft“ (ebenda) – eingeräumt. Damit wollte ich den Studiengang von Behauptungen eines wissenschaftlichen Exzeptionalismus abgrenzen, zu denen das wissenschaftliche Feld nicht ohne Eigeninteresse neigt. Dies war mir ein Anliegen, weil weite Teile der Wissenschafts- und Hochschulforschung – speziell in der Vergangenheit – gegenüber einer solchen Exzeptionalisierung oftmals keine ausreichend reflektierende Distanz bewahren.

Den Begriff „wissenschaftlicher Exzeptionalismus“ habe ich von Bruce Bimber und David H. Guston (1995) geborgt, die vier Varianten unterscheiden. Die erste Variante – ein epistemologischer Exzeptionalismus – erkläre sich daraus, dass Wissenschaft nach Wahrheit strebe, woraus ihr eine besondere Autorität zuwachse. Als zweite Variante identifizieren sie den Platon’schen Exzeptionalismus, denn Wissenschaft sei nur Expert:innen zugänglich und schließe folglich Laien aus. Als soziologischen Exzeptionalismus verstehen sie, dass in der Wissenschaft eine einzigartige normative Ordnung gelte, was ihren hohen Grad an Autonomie rechtfertige. Quer zu diesen drei Varianten, die sich aus Eigenarten des wissenschaftlichen Feldes begründen, behaupten die Autoren einen ökonomischen Exzeptionalismus. Dieser bestünde darin, dass Investitionen in Wissenschaft zukünftigen ökonomischen Gewinn versprechen. Ich habe Bimbers und Gustons

Begründungen eines wissenschaftlichen Exzeptionalismus so ausführlich wiedergegeben, weil ich im weiteren Verlauf der Einleitung Prozesse der Relativierung schildern werde. Wogegen sich die Prozesse richten, bliebe vermutlich weitgehend unverständlich, ohne vorher den Begriff des „wissenschaftlichen Exzeptionalismus“ ein wenig kennengelernt zu haben. Im dritten Kapitel werde ich eine theoretisch-konzeptionelle Heuristik entwickeln, mit der die verschiedenen Prozesse der Relativierung systematisch analysiert werden können. Dort setze ich mich auch mit Bimbers und Gastons Auffassung eines wissenschaftlichen Exzeptionalismus kritisch auseinander und entwickle eine eigene Begriffsfassung: *Prozesse wissenschaftlicher Exzeptionalisierung*. Um sogleich eine falsche Fährte zu vermeiden: Exzeptionalisierung ist nicht als Eigenschaft, sondern als Zuerkennung und als Behauptung von Besonderheiten gemeint.

Nach diesem Einschub fahre ich mit der Schilderung der Einrichtung des Masterstudiengangs Wissenschaft und Gesellschaft fort. Er sollte die gesellschaftliche Wirkmacht von Wissenschaft und Universität sowie die gesellschaftlichen Einwirkungen auf das wissenschaftliche Feld behandeln und dazu eine Perspektive einnehmen, in der nicht bereits vorweg eine Sonderstellung von Wissenschaft behauptet wird. Ich war überzeugt, dass der „Thinker on a Rock“ als selbstrelativierendes Bild dies unmissverständlich ausdrücken würde, nämlich dass wir uns an der Universität mit Wissenschaft beschäftigen und dazu eine

zweifach selbstrelativierende Haltung einnehmen: Wir wissen, wie beschränkt unsere Bemühungen um denkendes Erkennen bleiben werden, und wir betrachten Wissenschaft und Hochschule wie andere soziale Felder auch. Niemand, wahrlich niemand – keiner der Studierenden, keine lehrende Person – sah in dem von mir gewählten Erkennungsbild des Masterstudiengangs, was ich gesehen hatte. Ich erntete nur irritierte Nachfragen und Kopfschütteln. Auch meine Versuche, zu erklären, warum der denkende Hase gut passen würde, verhallten ohne Zustimmung. Nach einigen Jahren ließ ich ihn still und leise von der Webseite und anderen Selbstdarstellungen des Studiengangs verschwinden.

Aber meine Grundhaltung gab ich noch nicht auf. Geschult an Pierre Bourdieu, blieb meine Absicht, Wissenschaft als soziales Feld zu begreifen, das mit anderen sozialen Feldern mehr Gemeinsamkeiten teilt, als dass es sich von ihnen unterscheidet oder gar emporhebt, schon gar nicht durch eine unkritisch vorausgesetzte Exzeptionalität. In Variation von Max Webers wegweisender Formulierung wollte ich die „Entzauberung der Wissenschaft“ ins Zentrum rücken. Dies schien mir die angemessene Perspektive zu sein, um zu verstehen, welche Konsequenzen es hat, dass das wissenschaftliche Feld gesellschaftsprägend geworden ist und es aufgrund dessen zunehmend gesellschaftlich vereinnahmt wird. Damit geht einher, dass es immer mehr das einbüßt, was ihm ehemals eine gesonderte Position verschafft hatte. In diesem Prozess mit seinen gegen-

läufigen Entwicklungen, einerseits immer gesellschaftsprägender geworden zu sein, andererseits die wachsende Bedrohung, die ehemals herausgehobene Position zu verlieren, repräsentiert sich die Charakteristik der Wissensgesellschaft – so die Hauptthese dieses Buchs.

Unter „Wissensgesellschaft“ wurde und wird Verschiedenstes verstanden. Die Bezeichnung wird bis heute als unscharf und wenig aussagekräftig kritisiert – oftmals zu Recht. Aus diesem Grund möchte ich zunächst mit einer vorläufigen Umschreibung arbeiten: Wissenschaft erbringt Leistungen – ein mittlerweile umfassendes Portfolio –, die von beinahe allen sozialen Feldern als Vorleistungen benötigt werden, weil sie ansonsten ihre spezifischen Aufgaben nicht erfüllen können. Politik und Rechtsprechung bedürfen wissenschaftlicher Expertise, um zu sachgerechten Entscheidungen zu gelangen. Das ökonomische Feld benötigt wissenschaftliche Innovationen, um neue Produkte und Dienstleistungen anbieten und das Funktionieren des Marktes erklären zu können. Erziehung und Soziale Hilfe referieren auf wissenschaftliches Wissen, um zielgerechter zu agieren. Die Aufzählung ließe sich für viele weitere Felder ergänzen. In all diesen Feldern sind akademisch ausgebildete Personen beschäftigt, zu deren Aufgaben es gehört, festzulegen, welche spezifischen Leistungen wie zu erbringen sind. Zudem verfügen sie oftmals über die statutorische Macht, die interne Strukturierung und Organisation dieser Felder zu bestimmen – sprich über Hierarchien, Rechte und Pflichten zu entscheiden.

Die Angewiesenheit auf Leistungen des wissenschaftlichen Feldes begründet im Gegenzug, warum von den Wissenschaften zunehmend verlangt wird, sich an den Bedarfen anderer Felder auszurichten. Sie sollen nicht nur forschen und lehren, sondern auch die Beschäftigten weiterbilden, Wissens- und Technologietransfer leisten, Unternehmen ausgründen, Gleichberechtigung praktizieren, soziale Benachteiligungen mindern und vieles mehr. Damit ist die für die Wissensgesellschaft charakteristische Figuration (Elias) des wissenschaftlichen zu den anderen sozialen Felder beschrieben. Mit dieser Figuration ist verknüpft, dass es immer weniger als legitim angesehen wird, wenn das wissenschaftliche Feld für sich selbst und ohne ausführliche Rücksprache mit der Gesellschaft bestimmt, welche Leistungen es wie erbringt. Hinzu kommt, dass es mit wachsender Skepsis gegenüber seinen Ergebnissen – den Inhalten wie der Qualität – konfrontiert ist. Das kann bis zu einer grundsätzlichen Infragestellung reichen.

Argumentieren und Kritisieren gehören zur Eigenart des wissenschaftlichen Feldes; sie sind – mit Bourdieu gesprochen – in seinen Nomos eingeschrieben. Dies gilt insbesondere für das wissenschaftliche Wissen. Allerdings zielen dem Nomos gemäße Infragestellungen darauf, die Geltungsansprüche des wissenschaftlichen Wissens abzusichern, da dieses nach den Regeln der Wissenschaftlichkeit immer nur als vorläufig zu betrachten ist. Seit einigen Jahren ist jedoch immer häufiger zu beobachten, dass Wissenschaftlichkeit selbst relativiert, die gesellschaftliche

Position des wissenschaftlichen Feldes grundsätzlich hinterfragt, seine Zielsetzungen und Leistungskriterien bemängelt und die Geltung, die wissenschaftliches Wissen in anderen sozialen Feldern erlangt hat, als hegemoniale Eroberung kritisiert wird. Dies beschreibt die zweite für die Wissensgesellschaft charakteristische Figuration: Das wissenschaftliche Feld ist Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzungen geworden. Genau diese Umstrittenheit belegt jedoch seine gesellschaftsprägende Bedeutsamkeit. Denn: Je gesellschaftsprägender das wissenschaftliche Feld, desto mehr soziale Kämpfe entzündeten sich an ihm. Soziologisch ist dies keineswegs überraschend, im Gegenteil, es war zu erwarten.

Erst wenn sich beide Figurationen ausgebildet haben, so mein Verständnis, sollte man die Bezeichnung Wissensgesellschaft verwenden. Aus meiner Sicht ist es vorschnell, bereits dann von einer Wissensgesellschaft zu sprechen, wenn „die Einwirkung des Wissens auf das Wissen selbst die Hauptquelle der Produktivität“ (Burke 2014: 323) geworden ist oder die Universität zu einem gesellschaftsprägenden „Hub“ (Stevens et al. 2008) transformiert wurde, weil die von ihr verliehenen akademischen Abschlüsse mittlerweile „Normalbildungsstandard“ repräsentieren, weil sie die Grundlagen für ökonomische Innovationen schafft, weil Politik und Recht sich bei ihren Entscheidungen auf wissenschaftliche Expertise berufen und so weiter.

Allerdings treten zwei Figurationen, die zusammengehören oder sich sogar gegenseitig bedingen,

nicht unbedingt zeitgleich auf – das ist oft zu beobachten. Es verwundert deshalb nicht, dass sich die frühen Diagnosen zur Wissensgesellschaft auf die erste Figuration konzentrierten und entsprechend die gesellschaftsprägende Bedeutsamkeit des wissenschaftlichen Feldes herauskehrten. Noch im Jahr 2008 behaupteten Stevens et al., dass sich die veränderte Position des wissenschaftlichen zu den anderen sozialen Feldern als stille akademische Revolution vollzogen hätte (ebenda: 136). Wenige Jahre später wurde deutlich, dass diese Einschätzung falsch war: Die gestiegene Bedeutsamkeit der Universität ist gesellschaftlich umstritten, wird teilweise lautstark bekämpft. Dafür stehen die Schlagworte *Post-truth*, *Antiakademismus*, *Fake Science*, *Scientific Misinformation*, Verschwörungstheorien, Wissenschaftsfeindlichkeit und viele weitere Bedrohungen, mit denen das wissenschaftliche Feld konfrontiert ist. Nach Marian Füssel dokumentiert sich darin, dass die Selbstbeschreibung als Wissensgesellschaft seit „Anfang der 2000er Jahre als zeitlich ausgehöhlt gelten“ kann (vgl. Füssel 2021: 139). Ich meine dagegen, dass erst dann, wenn beide Figurationen – Gesellschaftsprägung und gesellschaftliche Umstrittenheit – aufeinandertreffen, die Titulierung als Wissensgesellschaft angemessen ist.

Die Asynchronität der zwei Figurationen bedingt, dass das ganze Bild der Wissensgesellschaft erst seit einigen Jahren sichtbar wird. Dies nötigt dazu, bisherige Zeitdiagnosen sowie Forschungsperspektiven, aber auch die Kritik an diesen zu überdenken und zu revidieren. Das



Zusammentreffen der zwei Figurationen wirft vollkommen neue Forschungsfragen auf. Wenn die Angriffe auf und der Kampf gegen das wissenschaftliche Feld vorwiegend darauf zielen, seine Bedeutsamkeit zu schwächen und die gesellschaftliche Position zu delegitimieren, dann ist erstens zu fragen, inwieweit solche Relativierungen berechtigt und geboten sind. Zweitens ist zu eruieren, wann der Punkt erreicht ist, dass die Funktionsfähigkeit des wissenschaftlichen Feldes gefährdet ist. Drittens sind die gesellschaftlichen Folgen der Relativierungen daraufhin zu untersuchen, ob und wie sie die Leistungen infrage stellen, die das wissenschaftliche Feld für andere soziale Felder erbringt.

Um die letzte Frage beispielhaft zu erläutern: Wenn die Geltung wissenschaftlichen Wissens grundsätzlich bestritten wird und es tendenziell anderen Wissensformen, beispielsweise Erfahrungswissen oder intuitivem Wissen, gleichgestellt wird, evoziert dies die Frage, welche Konsequenzen sich daraus für die Herleitung adäquater gesellschaftlicher und politischer Problemlösungen ergeben. Wenn die Institutionen des wissenschaftlichen Feldes in ihrer Unabhängigkeit bedroht sind, dann ist zu fragen, ob trotzdem weiterhin die Voraussetzungen gegeben sind, neues wissenschaftliches Wissen zu generieren und dieses in die Praxis zu transferieren. Folglich ist die Frage nach der Berechtigung und Gebotenheit von Relativierungen zu ergänzen um die nach den Grenzen der Relativierung. Solche Grenzen zu überschreiten würde nach sich ziehen, dass das

wissenschaftliche Feld nicht mehr die Leistungen erbringen kann, auf die die Gesellschaft angewiesen ist, zum Beispiel weitgehend unabhängig wissenschaftliches Wissen zu generieren.

Im Folgenden stelle ich exemplarisch vier verschiedene Formen von Relativierungen vor. Die Schilderung soll dazu dienen, zu verdeutlichen, was ich unter Relativierung verstehe, und gleichzeitig illustrieren, dass es sich um unterschiedliche Formen handelt. Im weiteren Verlauf des Buchs werde ich die vier Prozesse anhand kleiner Fallstudien ausführlich erörtern (Kapitel 4 bis 7).

### *1.1 Wissenschaft - na und?*

Um Studierende für den oben genannten Masterstudiengang zu gewinnen, biete ich regelmäßig eine Vorlesung an, die Neugierde und Interesse für dessen Inhalte wecken soll. Im Sommersemester 2015 habe ich sie zum ersten Mal gehalten und ihr den Titel „Wissenschaft - na und!“ gegeben. Schon vor Beginn der Veranstaltung erreichten mich Nachfragen hinsichtlich des Titels, der bestimmt falsch notiert worden wäre, denn ich könne Wissenschaft doch nicht mit einem spöttischen „na und!“ kommentieren. Gewiss, der Titel war bewusst flapsig gewählt, aber das allein reicht nicht aus, zu erklären, warum ich sicher sein konnte, dass er irritieren würde. Mit Sicherheit hätten Vorlesungen zu: „Klassische Musik - na und!“ oder „Vielfalt der Lebensstile - na und!“ weitaus weniger Nachfragen hervorgerufen. Es